[s.n.]

Autor(en): **Oxenstjerna, Axel**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **24 (1941)**

Heft 12

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-409207

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

des Krieges zu beschützen. Die gleichen Anliegen findet man an Marmorwänden der Kirchen verzeichnet. . . . Man kann in einer namhaften Kirche in Rom vor einem Bild der Mutter Gottes einen riesigen Photographierahmen sehen, der Hunderte von Photographien einfasst. Alle Aufnahmen weisen ausnahmslos Bilder von Soldaten auf, die deren Angehörigen damit besonders unter den Schutz der Gottesmutter stellen wollen.» Darin sieht der Verfasser Belege für einen Aufschwung des religiösen Lebens in Italien. Primitiv, ja, aber nicht unbedingt, denn all das ist ja eben durch den Krieg bedingt worden. Der Kenner der Religionsgeschichte weiss, dass die Wurzeln dieses massiven Glaubens weit über das Christentum hinaus in die Urzeit der Menschheit reichen, in die Zeit des Managlaubens und des Bildzaubers. Auf der Feindesseite geschieht dasselbe: die griechische Braut stellt das Bild ihres Geliebten auf den griechisch-katholischen Altar. Und auf beiden Seiten fallen sie zu Tausenden, zu Hunderttausenden.

Weiter: Deutsche Soldaten besichtigen die Peterskirche. «Nicht nur einmal, sondern mehrfach konnte Ihr Korrespondent dabei eine kleine, aufschlussreiche Szene beobachten. Bekanntlich pflegt der gläubige Katholik, wenn er die Peterskirche besucht, die Zehe jenes Monumentes zu küssen, das den Apostel Petrus darstellt. Anscheinend gleichgültig gehen die Soldaten an dieser Statue vorüber. Hat sich die Gruppe dann etwas von dieser Stelle entfernt, so kehrt der eine oder andere zurück, wirft einen prüfenden Blick zu den Kameraden und küsst rasch die Zehe des Apostels, um dann schleunigst zu seiner Gruppe zurückzukehren.»

Nette Glaubenshelden! Aber wohl bekomms! Hoffentlich haben sie nicht vergessen, wie ich es persönlich in Rom gesehen habe, vor dem Kuss den silbernen Zehenstummel mit einem Wattebausch zu desinfizieren. Das unbedingte Gottvertrauen wird dadurch allerdings in ein etwas fragwürdiges Zwielicht gestellt. Und wenn diese Zehenschleckerei ein Beweis sein soll für das Wiederaufleben der Religion, dann ist uns um das weitere Schicksal dieser religiösen Renaissance und der Religion doch fast etwas bange! *Omikron.*

Weisst Du nicht, mein Sohn,
mit wie geringem Verstande
die Welt regiert wird?

Axel Oxenstjerna.

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

(7. Fortsetzung und Schluss.)

«Wie alle Neubekehrten wurde ich sogar eifriger als die andern», sagt der Grüne Heinrich. «Die Fackel, mit der ich in meine alten Gedankenwälder hinein leuchtete, brannte umso heisser, als sie an dem Feuer der Liebe entzündet worden war.»

Es ist echt Kellerisch, wie er bei dieser Bekehrung des Grünen Heinrich die zwei Mitakteure, den fröhlichen Kaplan und den blagierenden und schmarotzenden Atheisten Peter Gilgus mitspielen lässt.

Fast in allen seinen spätern Werken hat Gottfried Keller auf seine freie Weltanschauung hingewiesen durch entsprechende Charakterisierung der Personen, durch die Aussprüche seiner dichterischen Phantasiegestalten.

«Die Sieben Legenden» zeigen uns Kellers Humor und die menschlich-irdische Seite der Legendenfiguren in künstlerischer Darstellung.

Aktuell muten die Darstellungen der katholischen Pilgerfrau und des freisinnigen reform-protestantischen Pfarrherrn, der am Totenbette einer Sterbenden mit seiner Theologie so gründlich Schiffbruch erleidet, in der Novelle «Das verlorene Lachen», an. Die jungen Eheleute, die z. T. wegen ihrer verschiedenen religiösen Anschauungen auseinandergekommen sind, finden ihr verlorenes Lachen und Glück wieder, das ihnen auch die sektierischen Neutäuferfrauen nicht zeigen konnten. Auf die Frage der Justine: «Was wollen wir nun mit der Religion und der Kirche machen?» antwortete Jukundus: «Nichts! Wenn das Ewige und Unendliche (Gott) sich immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal still, vergnügt und friedlich halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen (der Geistlichen) müde, die nichts wissen und uns doch immer behirten wollen.

«Wen die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweg gezogen werden, so verfallen ihre Tempel und der Rest ist Schweigen. Das Leben blüht aber fort und leuchtet wie dieser Sonntagmorgen und guten Gewissens wandeln wir hindurch, gewärtig der Dinge, die kommen oder nicht kommen werden. Wir lassen uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz (gemeint ist das Seelenheil, die ewige Seligkeit,

Feuilleton.

Mein Freund Isidro.

Von Jakob Stebler.

(Schluss.)

«Alles», stöhnte Don Julio, und bewunderte die Geschicklichkeit, mit der sie auf seine Heuchelei eingegangen war.

«Wenn es nur des Geldes wegen ist», fuhr sie fort, «so werden Sie auf Ihren Freundschaftsdienst nicht zu verzichten brauchen. Bestellen Sie ruhig einen schönen und teuren Kranz; die Rechnung werde ich bezahlen».

Das war nun wiederum nicht das, was Don Julio eigentlich wollte. Es liess sich bei diesem Geschäft noch viel mehr herausholen als ursprünglich beabsichtigt war, wenn ihm seine Teilnahme nicht mindestens das Fahrgeld nach Elche eintrug, waren seine schönen Tränen umsonst geweint gewesen.

«Ich weiss nicht recht . . .» stotterte er, «. . . aber ich glaube, der brave Senor Much wird mir kaum glauben, dass . . . zumal bei meinem heruntergekommenen Aeussern, und ich befürchte sehr, dass er Barzahlung verlangen wird. Vielleicht geben Sie mir der Einfachheit halber gleich das Geld mit, sonst.

Dumm war Señora Montull nicht, und so wusste sie ganz genau, dass sie in diesem Falle weder einen Kranz kriegte, noch ihr Geld wiedersähe, und sie nahm ihm das weiter nicht übel, weil sie an seiner Stelle genau dasselbe getan hätte, was sie bei ihm ohne weiteres voraussetzte.

Deshalb zog sie es vor, ihren dienstbaren Geist zum Blumenhändler zu schicken, und eine feudale Kranzspende mit der Widmung «Dein Freund und Studiengenosse Julio Portolés» zu bestellen. Dem sympathischen Besuch aber drückte sie einen echten Duro in die Hand, gab ihm beiläufig die Adressen ihrer fünf Töchter an, und im übrigen einigte man sich stillschweigend darauf, dass Don Julio beim Begräbnis zuvorderst stehen würde, und als Mann aus dem Volke herzzerbrechend heulen.

Der aber, in jeder Beziehung neugestärkt, benutzte den Nachmittag, um sich in Baza etwas näher umzusehen, und tauchte denn auch nach kurzer Zeit im Hause der ältesten Tochter seines vielgeliebten Jugendfreundes auf.

«O Dona Clara», würgte er mit stockender Stimme hervor, «ich bin Pedro Suarez aus Sigüenza, und Ihr verstorbener Vater war mein intimster Studiengenosse. Alle Heiligen zusammen können nicht wissen, was alles ich an ihm verloren habe. Mit Worten gelingt es mir nicht, Ihnen zu sagen, wie erschüttert ich bin und wie fassungslos ich an seiner teuren Bahre stehe. Fünf Stunden weit bin ich hergereist, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, all mein Geld habe ich für die Fahrkarte ausgegeben, so dass ich völlig mittellos dastehe; nicht einmal einen Kranz, einen ganz einfachen Kranz mehr kann ich auf sein frühes Grab legen. Das würgt mich . . . das bricht mir . . .» — Und wiederum knackte es hörbar in der edlen Freundesbrust.

Dona Clara wäre ihrerseits sofort im Bilde gewesen, auch wenn ihr die Mutter den bevorstehenden Besuch nicht schon telephonisch